

Jürgen Osterhammel

Weltordnungskonzepte

Im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts haben Fragen der Weltordnung eine Bedeutung gewonnen, die sie in den Dekaden davor nicht besaßen. Dies gilt für die Politik ebenso wie für die Wissenschaft von den internationalen Beziehungen, etwas weniger für die Geschichtsschreibung. „Weltordnung“ oder *world order* ist ein Kompositausdruck, der zu einer Modevokabel zu werden beginnt, auch wenn er noch keine höheren theoretischen Weihen erhalten hat und terminologisch-lexikalisch schwer zu fassen ist. Seine Polysemie hält ihn in der Schwebe zwischen einer normativen und einer deskriptiven Bedeutung: Soll es um gewünschte und für die Zukunft erhoffte Ordnung gehen oder um die Beschreibung von Strukturen, mit denen man Wirklichkeit abzubilden glaubt? Anders gefragt: Reden wir von „Ordnung“ als „a stable and regular pattern of human behaviour“, oder verstehen wir den Begriff „in terms of some purposive pattern“?¹ Ist die weltweite *anarchical society*² bereits eine „Ordnung“ (oder ein komplizierteres Muster von mehreren Ordnungen), die analytisch sichtbar gemacht werden kann, oder soll sie erst noch eine solche werden? Sollen mit „Welt“ Zusammenhänge von planetarischer Reichweite gemeint sein und gehört der Ausdruck „Weltordnung“ daher in das Vokabular von Globalisierungsdiskursen, oder ist er eher in Analogie zu „Weltbild“ und „Weltanschauung“ zu verstehen, mithin als diffuse Bezeichnung von etwas Umfassendem und Ganzheitlichem? Ist „Weltordnung“ ein Explanandum oder ein Explanans, anders gesagt: ein Phänomen, das Erklärungen herausfordert, oder ein Beitrag zur Erklärung von etwas Anderem, zum Beispiel des Weltfriedens (es herrscht Frieden, wenn und weil es eine Ordnung gibt)?

Keine dieser Ambiguitäten soll im Folgenden geklärt werden, und es ist hier nicht beabsichtigt, den Ausdruck „Weltordnung“ zu einem anspruchsvollen Begriff fortzuentwickeln. Möglicherweise ist er dazu gar nicht tauglich, ebenso wenig wie er bisher zu einem Kristallisationskern bilanzierbarer Forschung geworden ist. In der Verbindung mit dem dritten Wortbestandteil „Konzept“ kann er jedoch dazu dienen, den Aspekt von Wahrnehmung und Repräsentation des Internationalen in den vorliegenden Band einzuführen. „Weltordnungskonzepte“ sollen dabei weder extrem weit als Kosmologien aller Art³ noch sehr spezifisch als mentale Erfassungen eines Prozesses „globaler Ver-

¹ Andrew Hurrell, *On Global Order. Power, Values, and the Constitution of International Society*. Oxford 2007, S. 2, der diesen Gegensatz aber sogleich als zu grobschlächtig verwirft.

² Hedley Bull, *The Anarchical Society. A Study of Order in World Politics*. London 1977.

³ Im Sinne von Edmund R. Leach, *Social Anthropology*. London 1982, S. 212: „cosmology“ als eine Weltbildstruktur „which serves as a justification for everything that goes on“.

gesellschaftung“, als das Denken von „Globalisierung“, verstanden werden.⁴ Gemeint sind vielmehr Vorstellungen von relativ stabilen Beziehungsmustern im Verhältnis von Kollektiven – Nationen, Staaten, Religionsgemeinschaften, Zivilisationen, usw. – untereinander.

Weltordnung als politisches Thema der Gegenwart

Wie lässt sich das relativ neue Interesse an diesem Thema erklären? Politische ebenso wie wissenschaftliche Entwicklungen haben dazu beigetragen. In der *Politik* bewirkten mindestens zwei zeitgenössische Erfahrungen die Aufwertung von Problematiken, die sich mit dem Stichwort „Weltordnung“ verbinden.

Erstens war die Konfrontation der Supermächte während des Kalten Krieges zwar keine einvernehmlich verhandelte, an Friedenszielen orientierte „Ordnung“ gewesen, aber doch so etwas wie ein *Ordnungersatz*, der auf beiden Seiten einer verbreiteten *Ordnungillusion* Vorschub leistete, weil er zumindest in Europa im Ergebnis den Frieden sicherte: Eine funktionierende Pseudo-Ordnung ist in der Staatenwelt allemal einer Nicht-Ordnung vorzuziehen, der in der politischen Theorie stets perhorreszierten „Anarchie“.

Nach 1990/91 schienen die Voraussetzungen für eine Neu-Ordnung gegeben zu sein. Weltpolitische Idealisten hofften auf eine natürliche Harmonie der Ziele und Interessen unter den nun in aller Welt mutmaßlich entstehenden Demokratien. Realisten erwarteten, dass nach dem „Sieg des Westens“ – so die vor allem von John Lewis Gaddis kanonisierte Lesart der Geschichte des Kalten Krieges⁵ – die nationalen Interessen der USA mit denen der Weltgemeinschaft zusammenfallen würden und dass in einer von den Vereinigten Staaten dominierten „unipolaren“ Welt westliche Ordnungsvorstellungen mit geringem Gewaltaufwand durchsetzbar wären. Der größte Unsicherheitsfaktor in solchen Visionen einer gütigen Pax Americana war (und ist) der Anspruch der wirtschaftlich erstarkenden Volksrepublik China, ihre bisherige Außenpolitik der ungebundenen Selbstständigkeit mit mächtigerem Gewicht fortsetzen zu können.

Der Terrorangriff auf die USA vom September 2001 war auf längere Sicht von sekundärer Bedeutung – die chinesische Herausforderung wird in heutigen amerikanischen Szenarien ernster genommen als die islamische – und änderte an den Weltordnungsvisionen nach dem Ende des Ost-West-Konflikts

wenig. Er erschien allein die Notwendigkeit aktiver, auch militärischer Ordnungsstiftung zu unterstreichen. Zugleich verstärkte er in westlichen Augen die Einschätzung, dass aus dem islamisch geprägten Teil der Welt kein konstruktiver Beitrag zu einer Weltfriedensordnung zu erwarten sei. Der Nahe und Mittlere Osten, der sich geopolitisch bis hin zur unberechenbaren Atommacht Pakistan erstreckt, verkörperte eben jenes Chaos, das stets der Urfeind aller Ordnung ist. Die Kriege im Irak und in Afghanistan entsprangen einer solchen dichotomischen Beurteilung. An die Stelle eines stabilen Patts zwischen bis zur Starrheit geordneten Militärblocken trat in der Sicht der „letzten verbliebenen Supermacht“ als neues Grundmuster der Weltpolitik der alte Gegensatz zwischen Zivilisation und Barbarei, rationaler Ordnung und deren irrationaler Anfeindung. In einer Situation, in der weder die islamische Welt (einschließlich des Iran) noch Russland und China in eine globale Sicherheitsarchitektur eingebunden sind, stellt sich die Frage nach einer neuen Weltfriedensordnung mit unverminderter Dringlichkeit.

Zweitens wurden zu derselben Zeit, also während der beiden Jahrzehnte vor und nach der Jahrhundertwende, eine Reihe von Problemen immer deutlicher sichtbar, von denen Nationalstaaten betroffen sind, ohne dass die Schwierigkeiten mit den Mitteln nationalstaatlicher Politik lösbar wären. Auch die bereits vorhandenen internationalen und manchmal sogar supranationalen Regelungsmechanismen reichen nicht aus. Diese Probleme wurden im Allgemeinen nicht von Regierungen identifiziert, sondern von wissenschaftlichen Experten, NGOs und aktivistischen Kräften aus jener „Zivilgesellschaft“, die vielfach als Kraftquelle politischer Erneuerung jenseits des Kalten Krieges galt. Es handelte sich zum großen Teil um Umweltprobleme.⁶ Keines von ihnen war drängender und ließ sich überzeugender als eine wahrhaft globale Herausforderung darstellen als die Vermeidung einer weiteren Erwärmung des Klimas. Während andere Bewegungen zum „Schutz“ – dies war eine wichtige Vokabel dieser Jahre – bedrohter Werte, ob materieller oder immaterieller Art, zwar übernationale Koordination verlangten, aber doch in der Praxis auf lokalen Aktivitäten beruhten (etwa der Bewahrung eines ganz bestimmten Regenwaldes oder der Anprangerung eines ganz bestimmten autoritären Regimes, das Menschenrechte verletzte), erforderte die Verteidigung bestehender Klimaverhältnisse gegen ihre drohende Verschlechterung Regelungen auf der höchsten Ebene der internationalen Diplomatie.

Eine neue Weltordnung schien unumgänglich zu werden. Ihr Zweck wäre nicht der Schutz des Friedens (darum ging es freilich indirekt auch), sondern die Sicherung der materiellen Lebensgrundlagen für eine wachsende Weltbevölkerung. Erstmals in der Geschichte wurde „Weltordnung“ nicht als Sicherheitsordnung gedacht. Es ging um einen geregelten, durch Protokolle und Verträge – etwa das Kyoto Protokoll von 2005 – abgesicherten Interessenaus-

⁴ Mit dieser doppelten Verankerung beginnt die Erläuterung des Begriffs bei Gert Krell, *Weltordnungskonzepte*, in: Carlo Masala u. a. (Hrsg.), *Handbuch der Internationalen Politik*. Wiesbaden 2010, S. 27–40, hier 27.

⁵ John Lewis Gaddis, *The Cold War. A New History*. New York 2005. Zum Spektrum der Möglichkeiten, den Kalten Krieg zu interpretieren, vgl. Richard Ned Lebow, *The Rise and Fall of the Cold War in Comparative Perspective*, in: *Review of International Studies* 25, 1999, S. 21–39.

⁶ Dazu treffend Hurrell, *On Global Order*, S. 235: „[...] the environment is in many ways the clearest embodiment of one-world logics and one-world dynamics.“

gleich zwischen ökonomisch wie ökologisch ganz unterschiedlich beschaffenen Ländern im Horizont eines putativen Gesamtinteresses der Menschheit. Weltordnung in diesem Sinne ist ebenfalls ein Bändigungsregime, nun aber eines, das nicht ein primordiales Rivalitäts- und Kampfstreben von Individuen, Interessengruppen und Staaten zügelt, sondern weniger durch Zwang und Gleichgewicht als durch Vernunft Einsicht und Solidaritätsbereitschaft den Wachstumsegoismus saturierter oder aufstrebender Konsumgesellschaften. Weltordnung nach einem solchen Verständnis dient der präventiven Abwehr antizipierter Gefahren, die ihre Ursache nicht im latenten *bellum omnium contra omnes* haben, sondern in der langfristigen Irrationalität kurzfristig rationalen Wirtschaftshandelns. Neben eine militärische Sicherheitsordnung tritt eine ökologische Solidarordnung.

Vor diesem doppelten zeitgenössischen Hintergrund gelangte das Thema „Weltordnung“ in den 1990er Jahren auf die wissenschaftliche Tagesordnung.

Semantiken von „Ordnung“

Wissenschaft reflektiert nicht in einer simplen Weise tagespolitische Sorgen und zeitdiagnostische Sensibilitäten, auch wenn sie als Sozialwissenschaft von ihrem selbstgestellten Auftrag her dem Verständnis und der reformierenden Verbesserung gegenwärtiger Verhältnisse verpflichtet ist. Sie folgt teilweise – aber auch nicht mehr als das – autonom ihren inneren Entwicklungen. Ein schroffer Gegensatz zwischen internalistischen und externalistischen Modellen der Wissenschaftsgeschichtsschreibung ist unzureichend.⁷ Nur die Kombination von Kontextveränderung und disziplinärer Logik kann wissenschaftliche Dynamik erklären. Die Internationale Geschichte wird in geringerem Maße von Themenkonjunkturen bestimmt als ihre theoretische Anlehnungsdisziplin, die Lehre von den Internationalen Beziehungen. Diese wiederum, als International Relations (IR) heute eine nahezu vollständig angelsächsisch dominierte Fachrichtung, schien am Anfang der 1990er Jahre ihres langwierigen Paradigmenstreits zwischen Realismus, Idealismus und Liberalismus, oder auch zwischen US-amerikanischem, szientistisch ausgerichtetem *mainstream* und eher historisch-ideengeschichtlich denkender English School müde zu werden. Mit der damals aufkommenden Richtung des Konstruktivismus suchte sie den Anschluss an einen starken neuen Trend in den Sozial- und Kulturwissenschaften.⁸

⁷ Vgl. etwa die Bemerkungen zur Wissenschaftshistoriographie bei *Duncan Bell*, *Writing the World. Disciplinary History and Beyond*, in: *International Affairs* 85, 2009, S. 3–22.

⁸ Gute Übersichten: *Sebastian Harnisch*, *Sozialer Konstruktivismus*, in: Masala u. a., *Handbuch der Internationalen Politik*, S. 102–116; *K. M. Fierke*, *Constructivism*, in: Tim Dunne/Milja Kurki/Steve Smith (Hrsg.), *International Relations Theories. Discipline and Diversity*. Oxford 2007, S. 177–194; *Gert Krell*, *Weltbilder und Weltordnung. Einführung in die Theorie der internationalen Beziehungen*. Baden-Baden 2009, S. 355–379.

Der Konstruktivismus, ein Reflex des *cultural turn* in den Sozialwissenschaften und damit eine Annäherung an interpretative Methodologien, kritisiert das Vorherrschen eines objektivierenden, an Strukturen orientierten Denkens in den IR und betont die Bedeutung von Normen, Regeln und Sprache. Handeln auf internationaler Ebene sei weniger von Kosten-Nutzen-Kalkülen geleitet und von weithin sachlogisch vorgegebenen Interessen gesteuert als an Wahrnehmungen und Weltbildern ausgerichtet. Anders als im klassischen Idealismus sind damit nicht abstrakte Werte und Ziele („Weltfrieden“) gemeint, sondern zumeist in Gruppenprozessen entstehende und in ständigem Wandel begriffene Deutungen von Wirklichkeit. Eine so aufgefasste Wissenschaft von den internationalen Beziehungen sucht nicht nach determinierenden Ursachen, sondern nach motivierenden und legitimierenden Gründen und eher nach Perzeptionen und Visionen als nach objektiven Entscheidungsparametern. Der Konstruktivismus geht von einer Grundthese aus, die Historikern nicht fremd ist: „[...] how people and states think and behave in world politics is premised on their understanding of the world around them, which includes their own belief about the world, the identities they hold about themselves and others, and the shared understandings and practices in which they participate“.⁹

Neben dem Aufkommen des Konstruktivismus verlieh eine zweite Entwicklung dem Thema der Weltordnung eine wachsende Bedeutung: der Aufstieg von Ethik und normativem Denken in der Theorie der internationalen Beziehungen.¹⁰ Philosophen, Völkerrechtler und Politikwissenschaftler diskutierten das Problem globaler Gerechtigkeit. Es hat verschiedene Facetten: die Benachteiligung schwacher Länder des Südens in den internationalen Wirtschaftsbeziehungen (allerdings ein Thema, das nicht im Vordergrund die Debatte stand); die von Amartya Sen u. a. initiierte Diskussion über die sozialmoralischen Grundlagen von Entwicklung und Entwicklungshilfe; das Recht beziehungsweise die Pflicht der Starken, die Schwachen notfalls auch unter Verletzung staatlicher Souveränität vor Verfolgung zu schützen (*responsibility to protect*) damit zusammenhängend das alte Problem des gerechten Krieges und der („humanitären“) Intervention; der Aufbau einer internationalen Strafjustiz.¹¹

⁹ *Ian Hurd*, *Constructivism*, in: Christian Reus-Smit/Duncan Snidal (Hrsg.), *The Oxford Handbook of International Relations*. Oxford 2008, S. 298–316, hier 312f. Über die konstruktivistische Hinwendung zur Geschichte vgl. in Anlehnung an Quentin Skinner: *Christian Reus-Smit*, *Reading History Through Constructivist Eyes*, in: *Millennium. Journal of International Studies* 37, 2008, S. 395–414.

¹⁰ Symptomatisch hier *Reus-Smit/Snidal*, *Oxford Handbook of International Relations*, wo jedes Kapitel über einen theoretischen Ansatz durch ein Parallelkapitel über dessen ethische Implikationen gleichsam „beschattet“ wird.

¹¹ *Andrew Hurrell*, *Die globale internationale Gesellschaft als normative Ordnung*, in: Rainer Forst/Klaus Günther (Hrsg.), *Die Herausbildung normativer Ordnungen. Interdisziplinäre Perspektiven*, Frankfurt a. M./New York 2011, S. 103–132.

Was dabei unter Ordnung oder normativer Ordnung verstanden werden soll, ist allerdings nicht immer klar. Manchmal ist damit einfach nur die Proklamation von Normen gemeint, die mit der Autorität einzelner Experten oder Gremien als universal verbindlich bezeichnet werden. Die Ordnung besteht dann in der jeweils postulierten Hierarchisierung von Rechtsnormen. Zuweilen folgt aus der Einsicht, „dass es die Stimmen der Mächtigen sind, die die Diskussionen über die Weltordnung bestimmen“,¹² der Hinweis auf Diskrepanzen zwischen Rechtsvorstellungen und den Chancen ihrer Realisierung. Im Allgemeinen ist die Rede von normativen Ordnungen, zum Beispiel verstanden als „Rechtfertigungsordnungen“,¹³ ein semantischer Raum, in dem sich Vertreter verschiedener Disziplinen treffen – eher eine Theoriearena als selbst schon die substantielle Grundlage von Theorie. Der Begriff der Weltordnung ist dabei oft nur schwach besetzt, so etwa bei Forst und Günther, die darunter nicht mehr verstehen als „einen halbwegs stabilen Gleichgewichtszustand“¹⁴ in einem breiten Spektrum der Möglichkeiten von *global governance*.

Solche Vorsicht gegenüber einer robusten Theoretisierung des Begriffs ist nicht unbegründet. Der Begriff der Weltordnung ist vieldeutig und interpretierbar. Ordnung ist eine statische Kategorie, sie sistiert Wandel, der als unberechenbar und verdächtig aufgefasst wird. Ordnung macht die Zukunft übersichtlich. Ordnung drückt der Formlosigkeit ein Muster auf. Sie ist ein Strukturbegriff und impliziert, dass etwas, das auseinander strebt, zusammengehalten und integriert wird. Ordnung ist höherwertig als Chaos. Sie ist deshalb eine Zivilisationsleistung. Der Ordnungsstifter formt das Ungeformte. Er muss sich allerdings legitimieren. Der Nutzen der Ordnung für die ihr Unterworfenen muss längerfristig ihre Kosten, etwa durch gewaltsame Repressionen, übersteigen. Ordnung hat ihren heroischen Entstehungsmoment nach dem Ende von Kriegen und Bürgerkriegen. Hier tritt der „augusteische“ Typus des Pazifikators und Friedensherrschers in Erscheinung.¹⁵ Frieden kann freilich unter verschiedenen Vorzeichen geschlossen werden: als demokratischer Frieden, als Zwangsfrieden, auch als Kirhhofsfrieden, der den Gegner vernichtet.

Ordnung ist in der internationalen Politik eng mit dem Begriff des Imperiums verbunden. Solange es keine globale Rechtsordnung gibt, die tatsächlich beachtet wird, ist die Gewaltreduktion durch imperiale Herrschaft das Grundmuster von Weltordnung. In der Geschichte waren die großen Imperien umfassende politische Organisationen des bekannten Erdkreises. In diesem Sinne umschlossen das Imperium Romanum oder das chinesische Kaiserreich wäh-

rend der großen, expansiven Dynastien (z. B. Han oder Tang) eine jeweils eigene „Welt“.¹⁶ Imperien sind aber eher effizient als gerecht. Sie sind in sich hierarchisch ordnet. Das funktioniert, solange Hierarchien als grundsätzlich legitim betrachtet werden, solange kleine Staaten den Schutz der großen suchen. Die Verbindung von Frieden und Gerechtigkeit ist das oberste Ziel in zahlreichen Zivilisationen gewesen. Bis zum heutigen Tage schwebt es als utopische Erwartung über allen Diskussionen von Weltordnung.

Ideengeschichte

Wie können sich Historiker einem solchen Thema nähern? Es gibt im Prinzip zwei Möglichkeiten: zum einen Ideengeschichte, zum anderen Versuche, in einem an die historische Soziologie angelehnten Verfahren der Typenbildung „Modelle“ von Weltordnung zu unterscheiden.

Der professionelle Impuls von Historikern, ihre Gegenstände in deren Gewordenheit und zeitlicher Abfolge zu betrachten, überantwortet das Thema „Weltordnungskonzepte“ und damit den Grundgedanken des Konstruktivismus – „die Wirkkraft von Ideen für die internationale Politik“¹⁷ – zunächst der internationalen Ideengeschichte oder, um die geläufigere englische Bezeichnung zu nennen, einer *history of international thought*.¹⁸ Dieses Schnittfeld von politischer Ideengeschichte und Internationaler Geschichte steckt noch in den Anfängen. Die mit Namen wie J. G. A. Pocock, Quentin Skinner oder John Dunn verbundene *contextualist revolution* in der Geschichte des politischen Denkens¹⁹ hat sich bisher auf Fragen innerstaatlicher Herrschaftsverhältnisse beschränkt.²⁰ Auch auf Handbuchebeine hat die konventionelle Geschichte des politischen Denkens Vorstellungen von zwischenstaatlicher Ordnung stiefmütterlich behandelt und nicht selten in Exkurse verbannt.²¹ Vielfach wurden sie der Völkerrechtsgeschichte überlassen.²² Die Internationale Geschichte wieder-

¹² Ebd., S. 112.

¹³ Rainer Forst/Klaus Günther, Die Herausbildung normativer Ordnungen. Zur Idee eines interdisziplinären Forschungsprogramms, in: ebd., S. 11–30, hier 11.

¹⁴ Ebd., S. 23.

¹⁵ Vgl. das Konzept der „augusteischen Schwelle“ bei Herfried Münkler, Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten. Berlin 2005, S. 115f.

¹⁶ Es ist bis heute unter Historikern selbstverständlich von „römischer Welt“ oder „le monde Chinois“ zu sprechen.

¹⁷ Harnisch, Sozialer Konstruktivismus, S. 111.

¹⁸ Eine Skizze dieser Richtung: David Armitage, The Fifty Years' Rift. Intellectual History and International Relations, in: Modern Intellectual History 1, 2004, S. 97–109, bes. 98–101.

¹⁹ Vgl. als Übersicht Barbara Stollberg-Rilinger (Hrsg.), Ideengeschichte. Basistexte. Stuttgart 2010; Martin Mulrow/Andreas Mahler (Hrsg.), Die Cambridge School der politischen Ideengeschichte. Berlin 2010.

²⁰ Es gibt wenige Ausnahmen, bes. bedeutend: Richard Tuck, The Rights of War and Peace. Political Thought and the International Order from Grotius to Kant. Oxford 1999.

²¹ Repräsentativ: Marcus Llanque, Politische Ideengeschichte. Ein Gewebe politischer Diskurse. München/Wien 2008, nur S. 302–28, mit Schwerpunkt auf der Zeit der revolutionären und napoleonischen Kriege (Kant, Clausewitz). Vgl. auch Hans Joas/Wolfgang Knöbl, Kriegsverdrängung. Ein Problem in der Geschichte der Sozialtheorie. Frankfurt a. M. 2008.

²² Maßstäblich sind hier die Arbeiten von Heinhard Steiger, Von der Staatengesellschaft zur Weltrepublik? Aufsätze zur Geschichte des Völkerrechts aus vierzig Jahren. Baden-Baden 2009.

rum hat sich bisher an ideengeschichtlichen Fragen wenig interessiert gezeigt. Sie hat vom allgemeinen Aufschwung der Ideengeschichte oder *intellectual history* – ein Indiz unter vielen dafür ist die Gründung der „Zeitschrift für Ideengeschichte“ im Jahre 2008 – erst kaum profitiert.²³

Einer Ideengeschichte von Weltordnungskonzepten und von Gedanken über Krieg und Frieden zwischen Staaten und Zivilisationen kann es nicht primär um Strategie und Taktik operativer Politik gehen; sie ist nicht nur eine Geschichte jener Ideen, die unmittelbar handlungsleitend wirksam wurden. Vielmehr muss sie sich mit philosophischen, häufig in akademischen Freiräumen entstandenen und oft von politischer Praxis weit entfernten Ideen und Vorstellungen auseinandersetzen. Mehrere Grundtypen einer Ideengeschichte des Internationalen deuten sich an:²⁴

(1) *Klassikergeschichte*: eine Geschichte von Überlegungen zu Krieg, Frieden und internationalen Beziehungen in den Werken der „Klassiker des politischen Denkens“: Diesem Ansatz liegt die Vorstellung zu Grunde, die meisten der Klassiker hätten auch zu diesen Fragen nicht geschwiegen. In solcher Perspektive lässt sich der Kanon „großer“ Texte inspizieren und um einigere speziellere Autoren aus Völkerrecht und Kriegstheorie ergänzen. Das beginnt in der europäischen Antike zumeist nicht mit Platon und Aristoteles, sondern mit Thukydides (dem einzigen vormodernen Autor, dem viele Studierende der Internationalen Beziehungen je begegnen dürften), und findet dann Theorien der internationalen Beziehungen bei Machiavelli und Hobbes, Grotius, Pufendorf und Kant, oft auch bei Rousseau, Edmund Burke, Hegel und Marx.²⁵

(2) *Disziplingeschichte*. Bei einer Disziplingeschichte der nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen Lehre von den internationalen Beziehungen stehen ein genealogischer Ansatz und ein Professionalisierungsparadigma im Mittelpunkt. „Klassiker“ werden mitunter in einer manchmal mutwillig aktualisierenden Weise – so bei einem völlig aus seinem hellenischen Kontext gelösten

Thukydides – als Vorläufer der eigentlichen Fachentwicklung in Anspruch genommen. Das im wesentlichen präsentistische Fachverständnis heutiger IR-Theoretiker soll auf diese Weise um die Komponente historischer Selbstreflexion bereichert werden.²⁶ Besonders ergiebig ist diese Richtung, wenn sie außeruniversitäre Forschungseinrichtungen einbezieht, etwa Stiftungen oder private bzw. halboffizielle Think Tanks, und wenn sie damit auch zu *intellectual history* in einem engeren Sinne wird, einer Geschichte meinungsbildender Intellektueller und Experten.²⁷ Im 20. Jahrhundert hatten solche Institutionen, z. B. Carnegie Endowment for International Peace oder Brookings Institution, auch auf die Formulierung allgemeinerer Weltordnungsmodelle einen außerordentlichen, noch zu wenig untersuchten Einfluss.

(3) *Diskursgeschichte*.²⁸ International bisher einzigartig und unübertroffen ist Heinz Gollwitzers zweibändiges Werk *Geschichte des weltpolitischen Denkens* (1972/82).²⁹ Gollwitzer interessiert sich nicht für die Höhenkammliteratur des klassischen Theoriekanons, sondern betreibt das, was später eine Geschichte von Diskursen genannt werden würde. Ursprünglich hatte er vor, „einzelne weltpolitische Denker als Repräsentanten unterschiedlicher Richtungen exemplarisch zu behandeln“, dann änderte er das Konzept hin zu einer „Geschichte des weltpolitischen Denkens“.³⁰ Auf einer ungewöhnlich breiten, originell ausgewählten Quellengrundlage, die Denker unterhalb der Klassikerebene, Publizisten, sich programmatisch artikulierende Politiker und überhaupt Zeitdiagnostiker aller Art einbezog, entwickelte er ein „Ideengeflecht mit ständiger Bezugnahme auf die ihm zugeordneten politischen und gesellschaftlichen Vorgänge“.³¹ Gollwitzer nahm in der Praxis bereits das Ziel einer Kontextualisierung der Geschichte politischer Ideen vorweg, bevor es von den berühmten angelsächsischen Theoretikern artikuliert wurde. Ohne Kenntnis von Gollwitzers Werk hat später allein der norwegische Politologe Torbjørn L. Knutsen einen ähnlich breit angelegten, jedoch weniger sorgfältig ausgeführten Ansatz verfolgt.³²

²³ Vgl. *Annabel Brett*, What is Intellectual History Now? in: David Cannadine (Hrsg.), *What Is History Now?* Basingstoke 2002, S. 113–131; *Anthony Grafton*, *The History of Ideas. Precept and Practice, 1950–2000 and Beyond*, in: *Journal for the History of Ideas* 67, 2006, S. 1–32; *ders.*, *The Power of Ideas*, in: Ulinka Rublack (Hrsg.), *A Concise Companion to History*. Oxford 2011, S. 355–379.

²⁴ In dieser Liste fehlt ein anderer „kulturalistischer“ Ansatz zur Erklärung des Entstehens und Wirkens von Weltordnungen, da er nur schwache Verbindungen zur Ideengeschichte aufweist: *Richard Ned Lebow*, *A Cultural Theory of International Relations*. Cambridge 2008 – eine historisch sehr kenntnisreich ausgearbeitete, aber auf simplen anthropologischen Annahmen über menschliche Motivation beruhende Theorie.

²⁵ *Mark V. Kauppi/Paul R. Viotti*, *The Global Philosophers. World Politics in Western Thought*. New York 1992; *Beate Jahn* (Hrsg.), *Classical Theory in International Relations*. Cambridge 2006; *David Boucher*, *Political Theories of International Relations*. Oxford 1998. Bei Boucher wird die chronologische Darstellung durch die Unterscheidung von drei transepochalen Tendenzen oder Schulen überformt: „empirical realism“, „universal moral order“ und „historical reason“. Kritisch gegen „continuism“ dieser Art *Edward Keene*, *International Political Thought. A Historical Introduction*. Oxford 2004, der die Klassiker hinter einer Art von Grammatik allgemeiner Denkformen des Internationalen zurücktreten lässt (zur Methode S. 4–7).

²⁶ *Brian C. Schmidt*, *The Political Discourse of Anarchy. A Disciplinary History of International Relations*. Albany, NY 1998. Als enger gefasste Studie z. B.: *Tim Dunne*, *Inventing International Society. A History of the English School*. Basingstoke 1998.

²⁷ Musterhaft: *Tokomo Akami*, *Internationalizing the Pacific. The United States, Japan and the Institute of Pacific Relations in War and Peace, 1919–45*. London/New York 2002. Die meisten Studien sind biographisch angelegt, z. B. *Ronald Steel*, *Walter Lippmann and the American Century*. Boston 1980; *Jeremi Suri*, *Henry Kissinger and the American Century*. Cambridge, Mass. 2007.

²⁸ Dieser Begriff wird hier allein zur kontrastiven Verdeutlichung verwendet. Diskurstheorie und Diskursanalyse in einem präzisen Sinne sollen damit nicht verbunden werden.

²⁹ *Heinz Gollwitzer*, *Geschichte des weltpolitischen Denkens*. 2 Bde. Göttingen 1972/82. Bd. I: *Vom Zeitalter der Entdeckungen bis zum Beginn des Imperialismus*; Bd. II: *Zeitalter des Imperialismus und der Weltkriege*.

³⁰ Ebd. Bd. I, S. 5 (Hervorhebungen im Original).

³¹ Ebd.

³² *Torbjørn L. Knutsen*, *A History of International Relations Theory*. Manchester/New York 1992.

(4) *Themenfeldgeschichte*. Unter dieser Überschrift lassen sich Geschichten speziellerer Ideenbestände zusammenfassen, zum Beispiel des „Realismus“, den manche Ideenhistoriker bereits mit Thukydides, andere mit Machiavelli, wiederum andere erst mit Hans Morgenthau beginnen sehen,³³ des historisch-geographischen und geopolitischen Denkens,³⁴ der Imperialismustheorien,³⁵ des Antikolonialismus und Antiimperialismus,³⁶ der internationalen politischen Ökonomie,³⁷ der Militärstrategie und des militärischen Denkens, usw.³⁸

(5) *Globalitätsgeschichten*, d. h. Geschichten eines Denkens in globalen Kategorien, anders gesagt: eines weltpolitischen Kosmopolitismus, der sich stets in einer Spannung zu partikularistischen Visionen von lokaler und nationaler Gemeinschaft entwickelte. Hier ist vor allem Jens Bartelons gelehrte Studie *Visions of World Community* (2009) zu nennen, die chronologisch bis zu Kant und Herder reicht.³⁹ Es besteht eine Nähe zur Geschichte des universalhistorischen Denkens.⁴⁰ In beiden Fällen geht es darum, Wechselwirkungen zwischen Entferntem denkend zu erfassen.

Obwohl nicht alle Internationale Ideengeschichte explizit Makro-Konzepte von Weltordnung behandelt, stehen solche Konzepte bei ihr in den meisten Fällen im Hintergrund. Es ist allerdings nicht zu erwarten, dass sich ein säuberliches und geschlossenes Bild ergibt, eine nahtlose ideengeschichtliche Kontinuität, wie sie von Darstellungen suggeriert wird, in denen ein Klassiker die Fackel an den nächsten weiterreicht. Keineswegs hatte jede Epoche der europäischen Geschichte eine klare und weithin von Staatsmännern und Philosophen geteilte Vorstellung von einem übergreifenden Ganzen. Ideen-

geschichte kann hier keine Abfolge großer paradigmatischer Modelle sein. Es gibt nicht *das* Weltordnungskonzept des Mittelalters, der Aufklärung oder des Kalten Krieges. Konzepte waren selten offiziellen Charakters, Ausdruck einer allseits als solcher identifizierten Staatsraison. Die am feinsten ausgemalten Vorstellungen stammten nicht selten – was besonders Heinz Gollwitzer immer wieder deutlich macht – von Außenseitern und Einzelgängern, etwa einige der Friedensutopien der frühen Neuzeit.⁴¹

Die größte Aufgabe der Erforschung von Weltordnungskonzepten liegt heute darin, Denkweisen zu rekonstruieren, die außerhalb Europas und des atlantischen Westens entstanden sind.⁴² In vormodernen Zeiten waren dies etwa chinesische Vorstellungen davon, wie die chinesisch geprägte Ökumene ist Ost-, Zentral- und Südostasien – neuerdings spricht man von Sinosphäre⁴³ – zu ordnen sei. Dabei ist vor allem für das 18. Jahrhundert ein flexibler Pragmatismus auffällig, der es verbietet, ein geschlossenes und einheitliches Konzept einer chinesischen Weltordnung anzunehmen: gegenüber Korea, Japan, dem Zarenreich oder Tibet wurden jeweils spezifische außen- und imperialpolitische Vorstellungen formuliert und realisiert.⁴⁴ Heutige chinesische Strategen legitimieren die Ziele und Methoden ihres Landes mit Lehren aus der Tiefe der eigenen Tradition und Erfahrung.⁴⁵ Ähnlich dürfte der Befund für die muslimische Welt ausfallen. Mit pauschalen Behauptungen über *jihad* und die von Epoche zu Epoche angeblich stets „blutigen“ Außengrenzen des Islam⁴⁶ kann es nicht getan sein; auch binnenislamische Ordnungsvisionen

³³ Jonathan Haslam, *No Virtue Like Necessity. Realist Thought in International Relations since Machiavelli*. New Haven/London 2002; Michael C. Williams, *The Realist Tradition and the Limits of International Relations*. Cambridge 2005; ders. (Hrsg.), *Realism Reconsidered. The Legacy of Hans Morgenthau in International Relations*. Oxford 2007.

³⁴ Wenige Arbeiten gehen über nationale geopolitische Diskurse hinaus, vor allem: Geoffrey Parker, *Western Geopolitical Thought in the Twentieth Century*. London 1985; ders., *Geopolitics. Past, Present and Future*. London/Washington, DC 1998; Irene Diekmann/Julius H. Schoeps (Hrsg.), *Geopolitik. Grenzgänge im Zeitgeist*. 2 Bde. Potsdam 2000.

³⁵ Dazu ist wenig Neues erschienen seit: Bernard Semmel, *The Liberal Ideal and the Demons of Empire. Theories of Imperialism from Adam Smith to Lenin*. Baltimore/London 1993.

³⁶ Benedikt Stuchtey, *Die europäische Expansion und ihre Feinde. Kolonialismuskritik vom 18. bis in das 20. Jahrhundert*. München 2010.

³⁷ Benjamin J. Cohen, *International Political Economy. An Intellectual History*. Princeton, NJ 2008 (etwas eng auf „große Denker“ der letzten Jahrzehnte beschränkt).

³⁸ Azar Gat, *A History of Military Thought. From the Enlightenment to the Cold War*. Oxford 2001; breiter im Ansatz: Herfried Münkler, *Über den Krieg. Stationen der Kriegsgeschichte im Spiegel ihrer theoretischen Reflexion*. Weilerswist 2002.

³⁹ Jens Bartelson, *Visions of World Community*. Cambridge 2009. Kosmopolitismus beginnt zu einem nicht nur philosophisch, sondern auch ideenhistorisch beachteten Thema zu werden, Vgl. z. B. Marc Belissa, *Fraternité universelle et intérêt national (1713–1795). Les cosmopolitiques du droit des gens*. Paris 1998.

⁴⁰ Viele Bemerkungen dazu verstreut in Daniel R. Woolf, *A Global History of History*. Cambridge 2011.

⁴¹ Kurt von Raumer (Hrsg.), *Ewiger Friede. Friedensrufe und Friedenspläne seit der Renaissance*. Freiburg i.Br. 1953.

⁴² Vorbildlich für die Jahrzehnte um 1900: Sebastian Conrad/Dominic Sachsenmaier (Hrsg.), *Competing Visions of World Order. Global Moments and Movements, 1880s–1930s*. New York/Basingstoke 2007.

⁴³ So Andrew Phillips, *War, Religion and Empire. The Transformation of International Orders*. Cambridge 2011, bes. Kap. 6–9 (die Bezeichnung „sinosphere“ kam um 2003 in der Linguistik auf). Eine vorzügliche, auch auf chinesische und japanische Quellen und Darstellungen gestützte Untersuchung zur spätclassischen Sinosphäre und ihrer Desintegration im 19. Jahrhundert ist Shogo Suzuki, *Civilization and Empire. China and Japan's Encounter with European International Society*. London/New York 2009. Zur ökonomischen Dimension, die dabei zu wenig beachtet wird, vgl. die grundlegenden Arbeiten eines japanischen Wirtschaftshistorikers: Takeshi Hamashita, *China, East Asia and the Global Economy. Regional and Historical Perspectives*. London/New York 2008, ergänzend auch Giovanni Arrighi/Takeshi Hamashita/Mark Selden (Hrsg.), *The Resurgence of East Asia. 500, 150 and 50 Year Perspectives*. London/New York 2003.

⁴⁴ So schon bei einem klassischen Sammelband: John K. Fairbank (Hrsg.), *The Chinese World Order. Traditional China's Foreign Relations*. Cambridge, Mass. 1968; auch Joseph Fletcher, *The Heyday of the Ch'ing Order in Mongolia, Sinkiang and Tibet*, in: John K. Fairbank (Hrsg.), *Cambridge History of China*, Bd. 10. Cambridge 1978, S. 351–408; Jürgen Osterhammel, *China und die Weltgesellschaft. Vom 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit*. München 1989.

⁴⁵ Zum Beispiel ein offenbar politisch einflussreicher Politologe aus Beijing, der sogar bis zur Zeit der Streitenden Reiche (ca. 475–221 v. Chr.) zurückgreift: Yan Xuetong, *Ancient Chinese Thought, Modern Chinese Power*. Princeton, NJ/Oxford 2011.

⁴⁶ Die früheste Quelle für diese berüchtigte, schnell in die Standardrhetorik der Islamophobie eingegangene Äußerung ist: Samuel P. Huntington, *The Clash of Civilizations? in: Foreign Affairs* 72:3, 1993, S. 22–49, hier 35: „Islam has bloody borders“.

und ihre Abweichung von westlichen Mustern – warum haben sich in der muslimischen Sphäre niemals Idee und Praxis eines ausbalancierten Staatensystems entwickelt; welche anderen Muster waren ihm äquivalent?⁴⁷ – verdienen Aufmerksamkeit. Besonders wichtig wären Untersuchungen über das Zusammentreffen verschiedenartiger Weltordnungskonzepte, etwa in Fragen wie Auffassungen von Grenze, Territorialität oder überlappenden Souveränitäten.⁴⁸

Historische (Re)konstruktion von Ordnungsmodellen

Von Ideengeschichte unterscheidet sich der zweite hier zu nennende Zugriff dadurch, dass er, weniger quellennah und stärker abstrahierend, Modelle konstruiert, mit deren Hilfe die historische Wirklichkeit verständlich gemacht werden soll. Ein Modell zeichnet sich im Verhältnis zur Sphäre der Gegenstände und Sachverhalte durch „Reduktion auf relevante Züge“ aus, wobei „relational-funktionale Beziehungen“ betont werden.⁴⁹ Der Status solcher Modelle in der Literatur bleibt unbestimmt. Manchmal werden sie ausdrücklich als analytische beziehungsweise didaktische Ex-post-Konstruktionen betrachtet, zuweilen aber auch als Denkbilder des Zeitgeistes, die unter den Zeitgenossen tatsächlich handlungsleitend wirkten. Im Unterschied zu jenen Vorstellungen, denen sich die Ideengeschichte zuwendet, lassen sich Modelle selten einzelnen Urhebern zu schreiben; auch fehlt ihnen oft ein argumentativer Charakter, so dass sie sich für Feinheiten der Texthermeneutik schlecht eignen. Vielmehr kommt ihnen eine ganzheitliche und oft graphische Darstellungsweise entgegen. So hat Samuel P. Huntington anschaulich mehrere „Paradigmen“ (im Sinne von *mental maps*) zur kognitiven Strukturierung der Welt nach dem Ende des Kalten Krieges, d. h. jenseits der Kategorisierung nach Erster, Zweiter und Dritter Welt, unterschieden. Er versteht diese Paradigmen als „Orientierungshilfen“, als „im Hintergrund unseres Bewusstseins verborgene Annahmen, Vorlieben und Vorurteile, die bestimmen, wie wir die Realität wahrnehmen, auf welche Tatsachen wir achten und wie wir deren Wichtigkeit und Vorteile einschätzen“.⁵⁰ Sie lassen sich im Prinzip kartographisch abbilden.

⁴⁷ Eher geopolitisch als ideenhistorisch argumentierend: Ian S. Lustick, *The Absence of Middle Eastern Great Powers. Political „Backwardness“ in Historical Perspective*, in: *International Organization* 51, 1997, S. 653–683.

⁴⁸ Eine Übersicht bei Jürgen Osterhammel, *Krieg und Frieden an den Grenzen Europas und darüber hinaus*, in: Ronald G. Asch/Wulf Eckart Voß/Martin Wrede (Hrsg.), *Frieden und Krieg in der Frühen Neuzeit. Die europäische Staatenordnung und die außereuropäische Welt*. München 2001, S. 443–465.

⁴⁹ Artikel „Modell“, in: Jürgen Mittelstraß (Hrsg.), *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, 4 Bde. Stuttgart 1996, Bd. 2, S. 911–13, hier 911.

⁵⁰ Samuel P. Huntington, *Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*, dt. v. Holger Fliessbach. München/Wien 1996, S. 29–42, Zitat S. 32.

Gelegentlich, aber nicht bei Huntington, ist in diesem Zusammenhang von „Visionen“ die Rede. Visionen in der Politik sind allerdings eine ambivalente Angelegenheit. Einerseits erwartet man von Politikern weitsichtige Zukunftsentwürfe über tagespolitische Machtkämpfe hinaus, eine Ahnung davon, „wohin die Reise gehen sollte“. Andererseits ist die Grenze zwischen Vision und Wahn durchlässig. Der Wunsch, die Welt zu ordnen, kann auch unreifen oder gar irren Allmachtsfantasien entspringen. Zu exakt demselben historischen Moment können vollkommen unterschiedliche, normativ ganz verschiedenartig zu bewertende Denkbilder von Weltordnung nebeneinander auftreten.

Ein Beispiel: Kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs hatten die siegenden Alliierten Visionen von der Nachkriegsordnung, die in hohem Maße voneinander differierten. Franklin D. Roosevelt stellte sich eine verbesserte Neuauflage des Völkerbundes vor, in der die USA dank ihrer Militär- und Wirtschaftsmacht dominieren würden. Winston Churchill war entschlossen, das British Empire mit möglichst geringen Verlusten und nur den nötigsten Zugeständnissen an den amerikanischen Antikolonialismus in die Nachkriegszeit zu retten und außerdem für Großbritannien eine Einflusssphäre in Süd- und Osteuropa zu sichern. Stalin wiederum erstrebte als Minimum die sowjetische Kontrolle Polens, umfassende Reparationen zur Sanierung der verwüsteten sowjetischen Wirtschaft und dauerhafte Vorkehrungen, um zu verhindern, dass Deutschland jemals wieder Russland angreifen würde. Eine weitere Vision, die ehrgeizigste von allen, war damals im Scheitern begriffen: Adolf Hitlers düsterer Traum von einer „arischen“ Weltherrschaft, begleitet von Völkermord und massenhafter Versklavung in Osteuropa. Auch Hitler hatte – das darf nicht vergessen werden – ein elaboriertes „Weltordnungskonzept“ von „visionärer“ Natur, und auch seine japanischen Verbündeten besaßen eines, das ihre eigene imperiale Vorherrschaft in Ost- und Südostasien durch das Konstrukt einer „Greater Asian Co-Prosperity Sphere“ als einer besonderen Form von *normative order* rechtfertigen sollte.⁵¹ Ein großer Unterschied besteht zwischen phantasierten bzw. „geträumten“⁵² und sorgfältig erdachten Weltordnungen, ebenso zwischen solchen „Visionen“ und jenen Ordnungen, die tatsächlich realisiert wurden, häufig durch Verhandlungen, Absprachen und Kompromisse.

⁵¹ Dazu immer noch eine alte Studie: Mark R. Peattie, *Ishiwara Kanji and Japan's Confrontation with the West*. Princeton, NJ 1975; neuerdings Eri Hotta, *Pan-Asianism and Japan's War, 1931–1945*. New York 2007. Die Pan-Bewegungen bilden insgesamt ein wichtiges Kapitel in einer Geschichte von Weltordnungskonzepten. Vgl. etwa Sven Saaler/Christopher W.A. Szpilman (Hrsg.), *Pan-Asianism. A Documentary History*, 2 Bde. Lanham, Md. 2011; Cemil Aydin, *The Politics of Anti-Westernism in Asia. Visions of World Order in Pan-Islamic and Pan-Asian Thought*. New York 2007.

⁵² All dies ist auch in demokratischer Politik möglich. So hat Daniel T. Rodgers in der Rhetorik von Präsident Ronald Reagan als eine semantische Grundschrift den Traum und das Träumen entdeckt: Daniel T. Rodgers, *Age of Fracture*. Cambridge, Mass./London 2011, S. 29.

In der Literatur treten Modelle von Weltordnung vor allem in zweierlei Gestalt auf. *Erstens* arbeiten die Politikwissenschaft⁵³ und auch die Politikdidaktik mit einprägsamen Veranschaulichungen von Machtverhältnissen im Raum, die es erleichtern, sich komplizierte historische Konstellationen wie die Struktur von Imperien, das europäische Staatensystem vor 1914 oder das Verhältnis zwischen den USA und Westeuropa nach 1945 zu verdeutlichen. Die am häufigsten auftretenden Modelle dieser Art sind: (a) die *imperiale* Ordnung, in der ein einziges Zentrum eindeutig über eine Vielzahl von Peripherien dominiert; (b) die *hegemoniale* Ordnung, bei der zwischen Zentrum und Peripherien kein Verhältnis der Unterwerfung, sondern eines asymmetrischer Kooperation besteht und die Peripherien untereinander intensivere Beziehungen pflegen, als dies zwischen imperialen Peripherien möglich ist; (c) der egoistische *Unilateralismus*, d. h. eine internationale Struktur, in der *major players* („Großmächte“) ihre jeweils eigenen nationalen Interessen unter geringer Beachtung übergreifender Normen und Kollektivinteressen verfolgen; (d) der kooperative *Multilateralismus*, also eine Ordnung dauerhaft konvergierender Zusammenarbeit unter faktisch gleichen oder generell als gleich anerkannten nationalen Partnern.

Modelle dieser Art sind für einen ersten Zugriff nützlich, aber als Instrumente der historischen Analyse zu grob. Historiker werden nicht bei ihnen stehen bleiben und sie erst recht nicht als Erkenntnisziele von eigenem Gewicht betrachten. Einer ihrer unvermeidlichen Nachteile besteht darin, dass auf der Ebene der Akteure zu wenig differenziert wird. Trotz der Beachtung von Asymmetrien sind Modelle dieser Art unweigerlich großmachtzentriert. Das ist berechtigt, denn die Regeln, aus denen sich Weltordnung konstituiert, werden im Prinzip von einer kleinen Zahl der mächtigsten Akteure im System definiert: Macht ist „the decisive background determinant of order“.⁵⁴ Die Interessen, Handlungsspielräume und Sichtweisen von mindermächtigen *minor players* werden daneben dennoch zu wenig beachtet oder ganz übersehen.⁵⁵ Dies ist auch in normativer Sicht unbefriedigend, lässt sich eine gelungene Weltordnung doch als eine solche definieren, in der Schwache würdig überleben können.

Diese Konzentration auf die Ordnenenden auf Kosten der Geordneten kennzeichnet, wenngleich in geringerem Maße als üblich, auch die vergleichsweise anspruchsvolle Ausarbeitung eines solchen Modellansatzes in Barry Buzans und Richard Littles Buch *International Systems in World History* (2000), einem

Produkt der historisch aufgeschlossenen English School.⁵⁶ Hier wird der Begriff des „Systems“⁵⁷ in den Mittelpunkt gestellt und eine Typologie der seit dem Alten Orient aufgetretenen internationalen Systeme entworfen. Buzan und Little beziehen sich auf eine nach den Maßstäben der IR-Theorie breite historische Empirie. Sie arbeiten mit einer groben und schematischen, aber für die selbstgesetzten Ziele durchaus brauchbaren Periodisierung (pre-international, international, postmodern/global), berücksichtigen die Dimension der Entwicklung von Staat und Staatlichkeit in unterschiedlichen historischen kulturellen Zusammenhängen mit einer für IR-Theoretiker ungewöhnlichen Liebe zum Detail, bereichern ihre Analyse durch systematisch durchgehaltene Faktoren wie „interaction capacity“ und Prozesse unterschiedlicher Art (military-political, economic, societal, environmental processes) und nutzen in überzeugender Weise die Möglichkeiten visueller Veranschaulichung. Das Buch scheint in der Geschichtswissenschaft bisher weniger beachtet worden zu sein, als es verdient.⁵⁸

Zweitens haben sich Gespräche zwischen Historie und Politologie über die drei oder vier großen Nachkriegsordnungen angebahnt, die die internationale Geschichte Europas strukturieren: 1648, 1815, 1919 und, mit Einschränkungen, 1945ff.⁵⁹ Diese Daten markieren für viele IR-Spezialisten ihren bevorzugten, oft auch einzigen Zugang zur Vergangenheit. In den ersten drei Fällen – die Entwicklung unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs verlief weniger einheitlich und überschaubar – stand am Ende von Kongressdiplomatie jeweils ein Vertragswerk, das sowohl neue Normen als auch mit ihnen verbundene neue Institutionen schuf. Der Diskussionsverlauf folgt einem Muster, das nicht überrascht: Die Historiker erarbeiten die empirische Grundlage, dann machen die Politologen daraus ein vereinfachtes Modell, das die Historiker als Anerkennung ihrer eigenen Bemühungen zunächst willkommen heißen, aber dann doch als leichtfertige Vergröberung überwiegend ablehnen. Bei näherem Hinsehen verlaufen die argumentativen „Fronten“ jedoch etwas komplizierter, und es gibt durchaus Autoren, die die beiden disziplinären Kulturen zu verbinden und zu überbrücken wissen.⁶⁰

⁵³ Immer noch hilfreich: *Ernst-Otto Czempiel*, Internationale Politik. Ein Konfliktmodell. Paderborn 1981, S. 53–100, S. 188–191; anders akzentuiert in *ders.*, Modelle der Weltordnung, in: Hans Vorländer (Hrsg.), Gewalt und die Suche nach weltpolitischer Ordnung, Baden-Baden 2004, S. 91–112; *Ulrich Menzel*, Konkurrierende Weltordnungsmodelle in historischer Perspektive, in: Konrad-Adenauer-Stiftung, Auslandsinfo 6/2004, S. 4–25.

⁵⁴ *Torbjørn L. Knutsen*, The Rise and Fall of World Orders. Manchester/New York 1999, S. 2.

⁵⁵ Ein origineller, auch historisch untermauerter Ansatz dazu bei *Ayşe Zarakol*, After Defeat. How the East Learned to Live With the West. Cambridge 2011.

⁵⁶ *Barry Buzan/Richard Little*, International Systems in World History. Remaking the Study of International Relations. Oxford 2000; zur English School vgl. *Richard Little*, The English School's Contribution to the Study of International Relations, in: European Journal of International Studies 6, 2000, S. 395–422; *Tim Dunne*, English School, in: Reus-Smit/Snidal, Oxford Handbook of International Relations, S. 267–285.

⁵⁷ Die schwierige theoretische Frage des Verhältnisses der Begriffe „Ordnung“ und „System“ zueinander muss hier beiseite gelassen werden.

⁵⁸ Es könnte im Vergleich gelesen werden mit zwei kurz davor erschienenen Arbeiten von ähnlichem Zuschnitt, die sich allerdings auf die Neuzeit beschränken: *Harald Kleinschmidt*, Geschichte der internationalen Beziehungen. Ein systemgeschichtlicher Abriss. Stuttgart 1998; *Knutsen*, Rise and Fall of World Orders.

⁵⁹ Evtl. könnte man die Pax Britannica des 19. Jahrhunderts, die nicht aus Friedensverträgen hervorging, als ein weiteres Weltordnungsmodell in diese Reihe einbeziehen.

⁶⁰ Als Vorläufer schon *F. Harry Hinsley*, Power and the Pursuit of Peace. Theory and Practice in the History of Relations between States. Cambridge 1963; später *Andreas Osiander*, The States

Dass mit dem Frieden von Münster und Osnabrück 1648 ein „Modell von koexistierenden nationalstaatlichen Rechtsordnungen“⁶¹ auf der Grundlage eines säkularen Souveränitätsprinzips geschaffen worden sei, das bis zur nächsten tiefen Zäsur 1815, eigentlich aber sogar bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, auch faktisch das Verhältnis der europäischen Staaten untereinander gesteuert habe, ist geradezu zu einem Klischee der Politikwissenschaft geworden: kein Lehrbuch ohne ein Kapitel über „the Westphalian Order“ und ohne ein weiteres über „beyond Westphalia“. Die Jubiläumsfeierlichkeiten 1998 brachten eine Fülle neuer Forschungsergebnisse und Publikationen.⁶² Seither sind originelle Neuinterpretationen vorgelegt worden.⁶³ Heinz Duchhardt hat aus geschichtswissenschaftlicher Sicht die Einwände gegen das Konstrukt eines „Westphalian System“ zusammengefasst.⁶⁴ Auf diesen, auch in der angelsächsischen Literatur vertretenen „Revisionismus“ haben neuerdings wiederum historisch informierte Vertreter der IR mit einer Modifikation zu simpler Konzepte geantwortet, dabei das Ereignis „1648“ in die *longue durée* und in die europäische (politische) Kultur des 17. Jahrhunderts eingebettet und die Grenzen der tatsächlichen Durchsetzung „westfälischer“ Prinzipien während der folgenden anderthalb Jahrhunderte anerkannt.⁶⁵ Insgesamt handelt es sich um ein Beispiel für die Konvergenz geschichts- und politikwissenschaftlicher Gesichtspunkte, aus der eigentlich eine Korrektur so manchen IR-Lehrbuchs folgen sollte.

Im Falle des Wiener Kongresses von 1814/15 kam der modellierende Durchbruch nicht aus den Sozialwissenschaften, sondern ging von einem Historiker aus, dem Amerikaner Paul W. Schroeder, einem Spezialisten u. a. für Metternich. War bis dahin das große Diplomatenreffen am Ende der Napoleonischen Kriege vor allem unter dem Gesichtspunkt individueller Staatskunst zum Zwecke der modifizierten Wiederherstellung einer bis in die 1780er Jahre be-

stehenden Gleichgewichtsordnung gesehen worden, so zeigte Schroeder 1994 in seinem Werk *The Transformation of European Politics 1763–1848*, dass in Wien postrevolutionäre Politiker eine Art von Revolution der Staatenwelt herbeiführten, um künftige Kriege und Revolutionen zu vermeiden.⁶⁶ Schroeder zufolge entstand in Wien eine – allerdings auf Europa beschränkte – internationale Ordnung, die der Mächte-„Pentarchie“ des Ancien Régime in manchem ähnelte, jedoch auf völlig neuen normativen Grundlagen beruhte. Der Wiener Kongress war in Schroeders Augen ein im Prinzip fortschrittlicher welthistorischer Moment, ein riesiger Schritt über das Gemetzel der Napoleonischen Kriege hinaus, zumal die Wiener Rezepte erfolgreich zur Pazifizierung Europas beitrugen. Der ältere Begriff der „Wiener Ordnung“ erhielt nun einen neuen und präzisen Sinn und fand als „Vienna Order“ seinen Weg in die IR-Literatur. Paul W. Schroeders Buch dürfte der einflussreichste Text der International History in den 1990er Jahren gewesen sein. Wie immer Fachleute die Meriten seiner konzentriert geschriebenen Analyse damals wie heute bewerteten und bewerten: dem Verfasser gelang das seltene Kunststück, solch weit voneinander entfernten *communities* wie Diplomatiehistoriker und IR-Theoretiker gleichermaßen für sich zu gewinnen.⁶⁷ Dies lag nicht zuletzt daran, dass er einen strukturgeschichtlichen, das Wort „System“ nicht scheuenden Zugang zur Außenpolitik des frühen 19. Jahrhunderts mit dem neuen Interesse der 1990er Jahre an den normativen Grundlagen der internationalen Beziehungen in Verbindung brachte. Schroeder fand bereits 1815 Ansätze zu jener Transformation von interessenegoistischem *international system* in kooperativ-solidarische *international society*, die die English School erst ein Jahrhundert später zu beobachten glaubte.

Der dritte internationale Ordnungsschub der Neuzeit, die Pariser Friedenskonferenz von 1919/20, bedurfte einer solchen Rehabilitation nicht. Hier hatte eine „Der Kongress tanzt“-Literatur, wie sie das Bild vom Wiener Kongress lange bestimmte, niemals eine Rolle gespielt. Die Fragen waren zu ernst, das spätere „Scheitern“ der „Versailler Ordnung“ war zu dramatisch, um einerseits das Ereignis zu relativieren, andererseits die Protagonisten von ihren Fehlern zu entlasten. Ein historiographischer Revisionismus hat daher bei Versailles einen viel engeren Spielraum als bei Wien. Niemand wird je be-

System of Europe, 1640–1990. Peacemaking and the Conditions of International Stability. Oxford 1994, sowie der gleich zu besprechende Paul W. Schroeder.

⁶¹ Forst/Günther, Die Herausbildung normativer Ordnungen, S. 22.

⁶² Heinz Duchhardt (Hrsg.), Der Westfälische Friede. Diplomatie – politische Zäsur – kulturelles Umfeld – Rezeptionsgeschichte. München 1998. Selbstverständlich enthält jede Darstellung des Dreißigjährigen Krieges auch ein Kapitel über sein verhandeltes Ende.

⁶³ Vor allem Claire Gantet, La paix de Westphalie (1648). Une histoire sociale, XVII^e–XVIII^e siècles. Paris 2001; dies., Guerre, paix et construction des États. 1618–1714. Paris 2003; Lucien Bély, L'art de la paix en Europe. Naissance de la diplomatie moderne XVI^e–XVIII^e siècle. Paris 2007, Kap. 11–12. Berthold Grzywatz, Der Westfälische Frieden als Epochenereignis. Zur Deutung der Friedensordnung von 1648 in der neueren historischen Forschung, in: ZfG 50, 2002, S. 197–216; Heinz Schilling, Konfessionalisierung und Staatsinteressen. Internationale Beziehungen 1559–1660. Paderborn 2007, S. 565–601.

⁶⁴ Heinz Duchhardt, „Westphalian System“. Zur Problematik einer Denkfigur, in: HZ 269, 1999, S. 305–315; Andreas Osiander, Sovereignty, International Relations, and the Westphalian Myth, in: International Organization 55, 2001, S. 251–287. Vgl. auch Benno Teschke, The Myth of 1648. Class, Geopolitics, and the Making of Modern International Relations. London/New York 2003: „1648“ sei „more of an end than a beginning“ gewesen (S. 245).

⁶⁵ Vgl. etwa die Erörterung bei Phillips, War, Religion, and Empire, S. 136–148.

⁶⁶ Paul W. Schroeder, The Transformation of European Politics 1763–1848. Oxford 1994; Ergänzungen und Erweiterungen in Schroeders Aufsätzen, gesammelt in: ders., Systems, Stability and Statecraft. Essays on the International History of Modern Europe. New York 2004; die breiteste Entfaltung der Argumente in: ders., International Politics, Peace, and War, 1815–1914, in: Tim Blanning (Hrsg.), The Nineteenth Century. Europe 1789–1914. Oxford 2000, S. 158–209.

⁶⁷ Die Schroeder-Debatte (einschließlich der Resonanz in der IR-Literatur) verdiente es, aufgearbeitet zu werden, beginnend mit einem „review symposium“ in Heft 16:4 (Herbst 1994) von International History Review. Erste Einblicke geben Peter Krüger/Paul W. Schröder (Hrsg.), The Transformation of European Politics, 1763–1884. Episode or Model in Modern History? Münster 2002, sowie mehrere Beiträge in Wolfram Pyta (Hrsg.), Das europäische Mächtekonzept. Friedens- und Sicherheitspolitik vom Wiener Kongress 1815 bis zum Krimkrieg 1853. Köln/Weimar/Wien 2009.

haupten, die Pariser Vorortverträge seien ein triumphaler Erfolg gewesen.⁶⁸ Aus zwei Gründen war „Paris“ jedoch in einem viel höheren Maße als die berühmten Vorgängerkonferenzen ein Anlauf zu einer „Weltordnung“: Zum einen war das Gesamtpaket der Regelungen, einschließlich des Völkerbundes und der Mandatsverwaltung für ehemalige Kolonien, in seiner Wirkung tatsächlich weltweit; zum anderen übertraf die Ordnungsrhetorik Woodrow Wilsons an Emphase alles, was sich frühere Konferenzdiplomaten geleistet hatten. Die neuere Forschung trägt erstmals dieser Globalität Rechnung. Sie betont nicht nur die immense Bedeutung der Regelungen für den Nahen und Mittleren Osten bis hin zum Vertrag von Lausanne (1923) und die Tatsache, dass die europäischen, orientalischen und kolonialen Vereinbarungen 1922 durch eine „Washingtoner Ordnung“ für Ostasien und den Pazifik ergänzt wurden, sondern stellt auch die ungeheuren Erwartungen heraus, die durch Präsident Wilsons Parole von der Selbstbestimmung der Nationen überall in Kolonien und Halbkolonien geweckt wurden, Erwartungen, die nicht verschwanden, nachdem sie fast überall enttäuscht worden waren.⁶⁹ Anders als 1815 gab es 1919 eine „Weltöffentlichkeit“. Dennoch wird die Ernsthaftigkeit von Wilsons Absichten heute stärker gewürdigt als vor zwei Jahrzehnten und sein „Internationalismus“ nicht länger einem „Isolationismus“ schroff entgegen gestellt;⁷⁰ auch der Völkerbund als Institution von Weltordnung dürfte in Zukunft eine differenziertere und in Teilen positivere Einschätzung erfahren.⁷¹ „1919“ lässt sich nicht auf eine solch elegante Formel reduzieren, wie Paul W. Schroeder sie für den Wiener Kongress gefunden hat.

Inwieweit nach der Zerrüttung der Beziehungen zwischen den Westmächten und der UdSSR, in Abwesenheit eines Friedensvertrages mit Deutschland und unter Fortbestand der europäischen Kolonialreiche unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg von einem vierten neuzeitlichen Anlauf zu einer Weltordnung gesprochen werden kann, ist eine besonders schwierige Frage. Es fehlte nicht an Konzepten. Manche davon – wie die Ideen hinter der 1944 in Bretton Woods vereinbarten Weltwährungsordnung – waren neu und reagierten auf

Sorgen der dreißiger Jahre, andere gingen auf die Gründungszeit des Völkerbundes zurück, wiederum andere riefen ein verklärtes 19. Jahrhundert in Erinnerung: Dean Acheson, nach Roosevelts Tod der wichtigste „Visionär“ unter den führenden amerikanischen Politikern, war von dem langfristig verfolgten Motiven beherrscht, unter US-Führung so etwas wie die Pax Britannica neu zu erschaffen, die er mehrfach als sein Ideal einer Weltordnung zitierte, welche Frieden und den freien Fluss von Waren und Kapital gewährleisten würde.⁷²

Fraglich ist aber, ob „Weltordnung“ (im Singular) als deskriptive oder gar erklärende Kategorie für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg tauglich ist. Der Historiker wird hier größere Mühe als mancher Politikwissenschaftler haben, deutliche Strukturen zu identifizieren. Spätestens in den sechziger Jahren überlagerten sich mehrere Ordnungsebenen (oder Konfliktformationen) in oft widersprüchlicher Weise: die „Bipolarität“ der nuklearen Blockkonfrontation; die großmachtpolitische „Multipolarität“ als Folge des sino-sowjetischen Bruchs und größerer westeuropäischer Unabhängigkeit von den USA; das auf Dollarbasis gegründete Weltwährungssystem; der politische Gegensatz zwischen nationalen Befreiungsbewegungen und den spätkolonialen Metropolen; der damit verbundene, aber nicht kongruente ökonomische Nord-Süd-Konflikt, in den auch das nicht-koloniale Lateinamerika einbezogen war; die im Prinzip egalitäre Eigenwelt der UN-Institutionen und die sich in diesem Rahmen vollziehende Völkerrechtsentwicklung.

Das Konzept der „Weltordnung“ ist kein besonders scharfes *Analyseinstrument* der Internationalen Geschichte. Perzeptionen und Zielvorstellungen internationaler Akteure ergeben sich selten unmittelbar aus umfassenden Weltbildern und Idealentwürfen. Verwirrung, Improvisation, Opportunismus und *bonded rationality* sind in der Praxis der Interaktion zwischen Staaten mindestens ebenso verbreitet wie Strategien und Visionen. Modelle wie das der „Westphalian Order“ sind für theoretische Überlegungen hilfreicher als für das Verständnis der aus den Quellen erfassbaren Vergangenheit. Wenn Weltordnungskonzepte hingegen selbst *historisiert* werden, bilden sie einen lohnenden Gegenstand für die Geschichte des internationalen oder weltpolitischen Denkens von Thukydides bis heute. Sofern Historiker sich an Diskussionen über eine wünschbare Zukunft der Weltgemeinschaft beteiligen, stellen sie fest, dass *world order* als konkurrenzloser Leitbegriff über den normativen Debatten der Gegenwart schwebt. Nach dem Ende des einseitigen Vertrauens in Gleichgewichtsautomatismen, die pazifizierenden Wirkungen des Marktes und die friedfertige Vernünftigkeit post-nationalistischer und post-imperialer Liberalität sucht die internationale Theorie im Zeichen von „Weltordnung“ nach einer praktikablen Versöhnung von Recht und Interesse.

⁶⁸ Eine wenig moralisierende, die tatsächlichen Handlungschancen der Beteiligten würdigende Einschätzung bei Zara Steiner, *The Lights That Failed. European International History, 1919–1933*. Oxford 2005, bes. S. 602–632. Als Einführung auch in die „peripheren“ Aspekte der Pariser Regelungen: Margaret Macmillan, *Peacemakers. The Paris Conference of 1919 and Its Attempt to End War*. London 2001. Einzelne Aspekte, aber nur auf Mitteleuropa bezogen, beleuchtet Manfred F. Boemeke/Gerald D. Feldman/Elisabeth Glaser (Hrsg.), *The Treaty of Versailles. A Reassessment after 75 Years*. Cambridge 1998. Grundsätzlich wichtig: Jost Dülffer, *Versailles und die Friedensschlüsse des 19. und 20. Jahrhunderts*, in: *ders.*, *Frieden stiften. Deskalations- und Friedenspolitik im 20. Jahrhundert*. Köln/Weimar/Wien 2008, S. 157–173.

⁶⁹ Erez Manela, *The Wilsonian Moment. Self-Determination and the International Origins of Anticolonial Nationalism*. Oxford 2007.

⁷⁰ Diese Umwertung begann mit Thomas J. Knock, *To End all Wars. Woodrow Wilson and the Quest for a New World Order*. New York 1992; jetzt auch John Milton Cooper, *Woodrow Wilson. A Biography*. New York 2011.

⁷¹ Vgl. den Literaturbericht Susan Pedersen, *Back to the League of Nations*, in: *AHR* 112, 2007, S. 1091–1117; einige Erfolge entdeckt auch Ruth Henig, *The League of Nations*. London 2010.

⁷² Robert J. McMahon, *Dean Acheson and the Creation of an American World Order*. Washington, DC 2009, S. 22, S. 215.